

MOB

**ZEITSCHRIFT
DER JUNGEN**

3.
HEFT

Mobverlag Josef Sandel, Dresden-A.
Pöppelmannstr. 7 :: Postscheckkonto Dresden 13909

MOB

erscheint unperiodisch und wird herausgegeben von Otto Merz (18 Jahre), Margot Peri (17 Jahre), Werner Herrmann (16 Jahre), Hans Neiß (18 Jahre) und Armin Lucchesi (17 Jahre). Alle Briefe, Bestellungen und Beiträge gehen an den Mobverlag Josef Sandel, Dresden-A., Pöppelmannstr. 7. 6 Hefte kosten 3 Mark. Dieses Heft kostet im Einzelverkauf 0.50 Mark. Zuschlag darf nicht erhoben werden. Je nach Umfang oder Herstellungskosten kann der Preis des Einzelheftes zuweilen auch höher oder geringer sein. Die vorauszahlenden Bezieher kommen hierbei nicht zu kurz. Briefe, Manuskripte (einseitig beschrieben!) und Anfragen werden nur dann zurückgeschickt, beziehungsweise beantwortet, wenn Briefumschlag mit Rückporto beiliegt. Wir lehnen aber jede Verantwortung ab. Vergesst nicht, wenn Ihr uns Arbeiten schickt, Euer Alter anzugeben! Nachdruckerlaubnis erteilt für alle Beiträge des Mob nur der Verlag!

Ahoi!

Dies ist das letzte Heft im Abonnement! Füllt die beiliegende Zahlkarte aus und schickt 3 Mark (für Heft 4-9). Wer den Mob nicht weiter haben will, schreibe dies dem Verlag, sonst kriegt er das 4. Heft durch Nachnahme. Warum erhöhen wir den Preis? Weil MOB immer dicker wird und immer mehr Bilder hineinkommen!

DER STROM

BLÄTTER FÜR DIE
WERDENDE MODERNE

Waldemar Rafalowitz Verlag
Berlin S 14
Postcheck: Berlin 75505

Fünf Nummern eine Mark

BLATT
Nr 3

enthält unter
anderem:

Es ist endlich Zeit, an die
Grundlagen
des 20. Jahrhunderts
zu denken. Alle Romantik ist zum Teufel.
Aber ein neues Lebensgebirge tobt vulkanisch unter der Erde:

DIE MODERNE

Rasse und Kommunismus / Die Verjüngung durch den Frühling /
Querschnitt durch Pfiffe, Aufrufe und Tötlichkeiten der Jugend /
DIE ERNÄHRUNGSIDEE nach Masdasnan // Demian Ostweg:
Bund Wenderad / Kurt Huhn: Arbeitergedichte

BZ-000-19
SC-00665

66 (4057
(3))

MOB

Zeitschrift der Jungen

Heft 3

April 1925

Am 4. April 1925 starb unsere 17jährige Kameradin

ANNETTE RIEHL

Still und tapfer kämpfte sie mit uns Jungen, immer Lächeln in ihrem feinen Gesicht. Noch am Abend vor ihrem tragischen Tod improvisierte sie Vergan aus Bronnens Anarchie in Sillian. Dann gingen wir durch die Nacht, in der ein Auto, eins von den kleinen Einsitzern, die Annette so sehr liebte, über ihren jungen Körper fuhr.

Annette Riehl

liebte mit uns die Sternennächte, die Autos, die Lichtreklame und die Vorstadtkinos. Wenn sie Harold Loyd sah, lachte sie laut und hell und schlug sich oft, wie ein Junge, vor Freude die Hände auf die Knie. Ihre Kleider waren immer oben geschlossen und meistens schwarz, wundervoll paßte dazu ihr schwarzer Apachenhut, dessen Krempe ihre Augen fast verdeckte. Wir zogen ihr immer diesen Hut in den Nacken, da kamen ihre dicken, hellen Strohhaare hervor, die standen wild vom Kopfe ab. Blonde Mädchen haben fast immer rote Backen. Annette Riehl war blaß. Sie puderte sich nie. Sie war nicht anders als wir Jungen, sie gehörte zu uns und wir liebten sie. Manchmal trug sie Jungenkleidung, da sah sie am schönsten aus und viele von uns protestierten, wenn sie Frauenrollen improvisierte.

Nun, da sie tot ist, wissen wir von ihrem Leben fast nichts mehr. Nur ihren letzten Brief haben wir noch, ihr schönster Brief. Darin lacht und weint der Junge Annette Riehl und der Schluß ist so:

Ja; und nachdem ich Euch vier Seiten vorgequatscht habe, was ich in Hamburg gemacht habe, werdet Ihr Wut haben, daß ich Euch nicht schrieb, wo ich Freitag und Sonnabend gewesen bin. Wenn Ihr das wüßtet . . . Da habe ich bei Michels einen Matrosen getroffen, einen fabelhaften Kerl, der sieht bald aus wie Fritz, mit einer greulichen Schmarre über der Stirn, ein reizender Kerl, der wollte mir das nächtliche Hamburg zeigen. Nun könnt ihr Euch schon denken, was wir alles angestellt haben. Ich habe seine Hosen angezogen und er meinen Rock. Als ich auf der Reeperbahn, da an der Ecke, wo die Polizeistation ist, als ich das schöne Lied sang: Wenn euch die Leute fragen, lebt denn Spartakus noch?, da sagte ein Sipo zu mir, das wäre nächtliche Ruhestörung. Hans hat dann noch so etwas ähnliches wie Beamtenbeleidigung gemacht und dann nahmen sie uns mit. Auf der Wache war ein dämlicher Leutnant oder sowas ähnliches, der wollte allerlei von mir wissen. Da mußte ich natürlich furchtbar feixen und habe den talentvollen Jüngling geantwortet: Ich hörte immer nur Kohlrahi. Wie die Sauce weitergegangen ist, könnt Ihr Euch schon denken. Das erzähle ich Euch alles in Dresden.

Es mobst sich Eure ANNETTE.

Ich habe den Dichter Hans Siemsen kennen gelernt. Er hat ein Buch geschrieben, das heißt: „Wo hast du dich denn herumgetrieben?“ Das ist die Frage, die man auch an Siemsen zu richten hat: Wo hast du dich denn herumgetrieben? Alle Schicksale der Abenteurer hat er erlebt: Arbeiter, Lyriker, Elegant, Pariser Nachtportier, Spieler, Revolutionär und Soldat. Sein Leben besteht aus



tollen Kurven und jede Kurve ist ein Buch. Viele Kurven hat er noch nicht beschrieben, sie waren zu schön dazu. Er würde mir böse sein, schrieb ich über diese Bücher, Ihr müßt sie selbst lesen. „Das Tigerschiff“ kann sich ein anständiger Mensch nicht kaufen (wir warten lange schon auf eine billigere Ausgabe). „Auch ich, auch Du“, Die Aufzeichnungen eines Irren; ein herrliches Buch über Chaplin, den er am



meisten liebt; und kürzlich „Die Geschichte meines Bruders.“

Er besuchte mich, wir gingen in eine kleine Bar und ließen uns einen Wisky mixen. In diesen wenigen Stunden, die wir zusammen waren, lernte ich einen der anständigsten Menschen kennen, vielleicht den ersten anständigen und wirklich ehrlichen.

Er hat mir auch einen Brief geschrieben. Seine Handschrift ist



so wie die Zeichnungen der Rennée Sintenis, die aus ein paar dünnen Strichen die zauberhaftesten Figuren macht. Sie illustrierte das Tigerschiff. Wir alle kennen und lieben ihre Plastiken. Besonders die kleinen Tiere mit dem kurzen gedrunghenen Hals und den langen dünnen Beinen und am meisten den Kopf des Dichters und gerissenen Rezitators Ringelnatz, der uns mit seinen Tragikgrotesken zum Heulen bringen kann:

Ich war aus dem Kriege entlassen,
Da ging ich einst weinend bei Nacht,
Weinend durch die Gassen,
Denn ich hatte in die Hosen gemacht.

Hans Siemsen, Rennée Sintenis,
Ringelnatz, drei gute Freunde,
drei anständige Menschen
und drei Lieblinge der Jugend —
ich trinke einen Genever auf
Euer Wohl.

(Die Frau mit den Indianerfedern ist
Rennée Sintenis,
der halbnackte Kerl heißt Hans Siemsen
und der Matrose ist Joachim Ringelnatz.)



Armin Lucchesi sieht bewundernd empor!

Hans Neiß / Einer geht seinen Weg.

Wir sind achtzehn und haben Land und Horizonte vor uns. Buddha, Fichte und eine gesicherte Beamtenlaufbahn, Schiller, Goethe, Toleranz, Respekt, Anstand und gute Sitten empfahl uns der Ältere. Der Ältere war vielleicht Oberlehrer, von außen sah er unauffällig aus. Die kleinen verschwommenen Augen verschwanden hinter einem heimtückischen Kneifer, der auf der Nase wucherte. Der Mann noch unangenehm, fade und sprach sehr wohlwollend. Er lächelte: „Ich bin liberal, habe viel für die Jugend übrig.“ Da verließen wir ihn und gingen einen anderen Weg. (Übrigens gibt es ein Porträt von ihm und seinen Freunden, gemalt von George Grosz: Auf Seite 40/41 des Buches „Das Gesicht der herrschenden Klasse“ sind diese deutschen Vollbürger abgebildet). Wir marschierten eine Straße hinab und mußten arbeiten. Arbeiten für eine Sache, eine Idee, eine unbezahlte Angelegenheit. Neben hundert und tausend Anderen, die namenlos, still und unpathetisch lernten, schufteten, kämpften. Überall, in Fabriken, auf den Straßen, in Kinos und Volksküchen, bei Aufläufen, in Parteibüros und Hörsälen.

Tausend Zeitschriften, hunderttausend Tageszeitungen, Philosophen, Gereifte und Ministerkandidaten zeugen gegen uns, daß einzig und allein die Evolution die nationale Sache fördert. Aber manchmal, wenn ein Arbeiter aufsteht, oder wenn in stiller Nacht ein staatsgefährlicher Schuß fällt, wenn ein Dichter unbürgerliche Sachen schreibt, unlyrisches Zeug, das nicht mit Mondschein und Liebe, sondern mit Handgranaten und Klassenkampf zusammenhängt, mit Roten Garden und Generalstreik, mit Zellentaktik und Achtstundentag, da fahren Herr Studienrat und Frau Kommerzienrat im Schlaf hoch, da sehen sie keine Gespenster, sondern blasse Gesichter und drohende Fäuste.

Aus der bürgerlichen Umwelt kommen wir, unsere Väter und Erzieher schulten uns. Nun wenden sich unsere Erkenntnisse, die wir mit ihren Mitteln begreifen lernten, gegen sie selbst. Wir haben den rechten Weg gefunden. Wir werden ihn zu Ende gehen. Und was wir als richtig erkannten, das propagieren wir vor allen Menschen, die zur Klasse der Unterdrückten gehören, hier im Mob vor unseren Kameraden, vor der Jugend.

Nicht ist es entscheidend, ob Einer eine verkorzte Visage oder ein Madonnengesicht hat, einen Buckel oder die Siphilis, wichtig ist die klare, eindeutige Linie. Deshalb hassen wir auch den Bohemien, den vielfältigen Literaten, den verschwommenen Lyriker. Mit Hohn gehen wir an

den Herren vorbei, die den Most zitieren, der sich absurd gebärdet und doch noch Wein wird.

Wir hassen das Sentimentale, Weinerliche.

Wir lieben das Einfache, Große.

Wir bekennen uns zu Lenin.

Bei dem beginnt die Linie und also auch bei der Masse, bei der Arbeiterschaft. Wir glauben an die Schicksalsbestimmtheit der Bergkumpels und Metallarbeiter, der Textilproleten und Eisenbahner. Nicht aus Sentiment oder aus Humanitätsduselei. Wir haben nicht nur die materialistische Geschichtsauffassung studiert, nicht nur die marxistische Dialektik begriffen, wir sind auch in die Fabriken gegangen, in die Betriebe, in die Bergwerke, haben agitiert, geredet und gearbeitet, gehungert, demonstriert und mitgekämpft und auch geblutet: So sind wir mit denen fester verbunden als mit unseren Vätern.

Denn das war der erste Bruch mit dem Gefühl: Wir gingen in die Arbeiterorganisationen, in die Partei.

Politik ist heute Auseinandersetzung der Männer. Mit Worten. Und dann mit Blut. Blut ist reinlich. Aber die drüben bluten nur, wenn sie von dreckigen Instanzen in die Schlacht kommandiert werden. Von gemeinen Kommandostellen. Von Banken und Börsen und von der Schwerindustrie. Letzten Endes aber von Wall Street. Und Geld ist das Schmutzigste. Die Drahtzieher sind im Nebel, unklar, verschwommen, mit verkalkten Arterien, Phonographen, Muskelmaschinen.

Auch wir sind noch unfertig. Aber wir sind guten Willens und wir werden die tausend Schalen noch abschütteln. Täglich tun wir das. Täglich entbürgerlichen wir uns mehr. Wir meldeten uns vom Religionsunterricht in den Schulen ab, traten aus der Kirche aus: Heiligenekstase, Christus am Kreuz, Konfirmandenstunden sind kleinbürgerliche Vorstellungen und Einrichtungen. Wir sehen, wie all diese Mystik und Religiosität von der Hauptsache ablenkt, weggeführt von den großen wichtigen Dingen. Der Weihrauch der katholischen Kirche schläfert ein — mehr als ein Symbol! Der Schächer zur Rechten, der nicht in der letzten Stunde noch seine Gesinnung wechselte, war heroisch. Er war konsequent. Konsequenz: Warum könnt ihr das nicht mehr? Ihr macht etwas falsch, warum lauft ihr dann herum, erklärt, berichtigt, bückt euch devotisch und bittet tausendmal um Verzeihung. Warum? Ihr seid nicht mehr jung! Aus Fehlern lernt man, zieht rücksichtslos die Folgerung, aber man entschuldigt sich nicht.

Was wir jetzt lesen? Wenn überhaupt etwas, dann: Lenin, Staat und Revolution; Stalin, Lenin und der Leninismus. Warum?

Dort geht ein Mann seinen Weg: Aufrecht, konsequent. Und ihr lernt Taktik, die Form des Kampfes gegen das System und die Organisierung der Werktätigen gegen dieses System.

Da schreibt uns einer: Auch die Arbeiter sind keine Engel. Nein, Gott sei Dank. Sie sind alles, nur keine Engel. Das wäre zum Kotzen. Dann gäbe es kein Klassenbewußtsein mehr. Dann gäbe es nicht diesen herrlichen proletarischen Heroismus, dann wären sie eben keine Arbeiter mehr. Und wir werden alles daran setzen, um sie vor diesem entsetzlichen Schicksal zu bewahren. Ihr Instinkt rettet sie aber sicher vor dieser Pleite. Sie bleiben weiter, was sie sind: unerschrockene, brutale, gemeine Kerls, die ein Ziel kennen und das erreichen werden.

Augenblicklich ist es wieder einmal schick, dernier cri, die Unfähigkeit des Proletariats festzustellen. Die Hochkonjunktur der Revolutionsbegeisterung ist vorbei, vorbei auch die Zeit, wo aristokratische Dämchen en masse beim Anblick eines Straßenkehrers erotisch erregt wurden. Jetzt, wo die Periode der Arbeit, der Kampfvorbereitung, im bürgerlichen Sinne der Stagnation und Flaute begonnen hat, wo sich die Revolution zwischen zwei Wellen befindet, ziehen sich plötzlich die Geistigen, die Feigen, Unfreien und Problematischen, die den tragischen Charakter der Welt als fatalistischen Vorwand für ihre blamable Passiv-Existenz erklären, in gefahrlose Zonen zurück. Wir aber stehen nie verlassen. Die Eltern werfen uns aus dem Haus, wir behalten unsere Ruhe. Wir bleiben gelassen, auch wenn wir nicht auf Federbetten schlafen (drei Monate Kinoportier oder Nachtkellner ist sehr heilsam). Erst die Linie finden, dann werdet ihr immer wissen, was zu tun ist. Im richtigen Moment das Richtige tun. Diese leninische These ist auch unsere Aufgabe. Merken wir aber trotzdem einen Fehler, dann bleiben wir ruhig, mit kaltem Blut, ohne zu brüllen. Wir ziehen Bilanz. Wir lernen aus dem Fehler.

Die Notwendigkeit des Kollektivismus begreifen? — Was liegt daran! Aber den Kollektivgeist fühlen, das ist wichtig, das ist notwendig, das ist auch nicht schwer, es gehört nur dazu: in Kontakt mit den werktätigen Proleten zu sein. Und wer das nicht ist, erzählt dann, die Arbeiter wären dazu nicht reif.

Wir hetzen euch planmäßig auf. Niemand soll warten bis ihn der Hunger zum Rebellen macht. Jeder fange an. Jeder kann still, klar und präzise, ohne Radau arbeiten für die große Sache, lernen, vorbereiten, agitieren, Blut durch den Körper jagen lassen: wie lange schlaft ihr nachts? Wir dachten erst, zehn Stunden seien nötig, es genügen

auch fünf! Nur müßt ihr vor dem Schlafengehen und nach dem Aufstehen euch kalt abreiben. Das ist nötig. Zur geistigen Hygiene die körperliche. Jeder muß das Maß der körperlichen Hygiene für sich selbst bestimmen. Die populärsten Tatsachen, daß man z. B. die Zähne am Abend putzt usw., muß jeder wissen. Das verfeimte Boxen, Leichtathletik, vor allem Schwimmen, auch Paddeln, kann und muß Jeder ausüben. Nicht auf Formeln und Verpflichtungen festlegen, immer an das Leben und an die Zeit glauben. Mit hellen Augen das Wichtige ansehen. Kritisch, unbestechlich, jung.

Wir hetzen euch planmäßig auf.

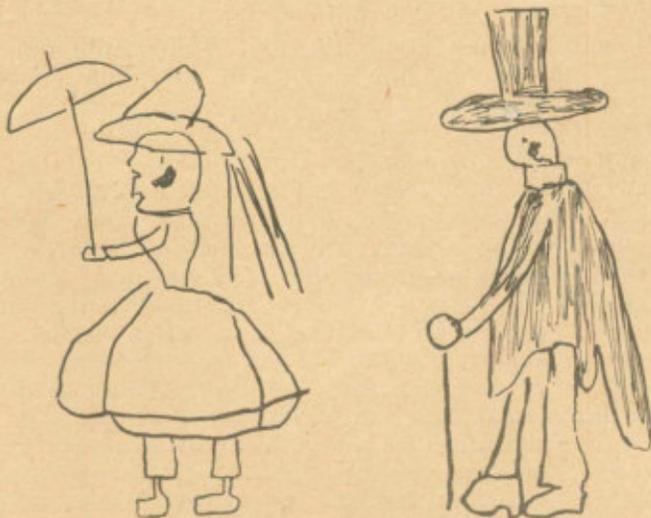
Gegen die Schablone, gegen die Bonzen, gegen die Friedhofsruhe und Leichenordnung.

Unsere Heroen sind namenlos. Von wem können wir noch lernen? Jack London, der amerikanische Prolet, der mit harten Fäusten und ohne Nerven durch die Welt geht, lehrt hoffentlich vielen jungen Europäern, Bindungen zu lösen, Brücken abzubauen, wagemütig und kühn in das Unbekannte, Gefährvolle hinauszugehen.

Und dann Wladimir Iljitsch.

Wer wird von euch der Nächste sein, der von sich sagen kann: „Ich gehe mit den großen Weg.“

Kinderzeichnungen



(Von einem 9jährigen Mädchen).

Günther / Danton und Robespierre

Das Drama „Dantons Tod“, von dem 22jährigen Georg Büchner im Jahre 1835 geschrieben, behandelt, soweit es nicht nur eine geniale Dichtung, sondern auch Kampf um Ideen, Niederschlag einer Weltanschauung ist, die Frage nach Sinn, Zweck und Berechtigung menschlichen, insbesondere revolutionären, auf Aenderung der sozialen Verhältnisse gerichteten Handelns und das Problem menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Vertreter zweier entgegengesetzter Anschauungen und damit Träger des dramatischen Geschehens sind Robespierre und Danton. Die Probleme, um die sie kämpfen, sind aktuell bei jeder Revolution. Die jeweilige Einstellung zu ihnen ist richtunggebend für die Gestaltung aller sozialen Einrichtungen, für den Aufbau einer Gesellschaftsordnung. Sie müssen deshalb auch von jedem jungen Menschen erkannt und gelöst werden.

Robespierre propagiert die Tugend. Der Genuß als solcher ist nach seiner Meinung ein Laster. Dabei ist er nicht nur überzeugt von der eigenen Reinheit; er macht die Befolgung seiner Grundsätze auch allen anderen Menschen zur Pflicht, hält also seine Anschauungen für eine absolut richtige, allgemeingültige Moral, woraus er das Recht herleitet, alle diejenigen, die dieser Moral zuwiderhandeln, zu bestrafen. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Gesellschaft von dem, was er für lasterhaft hält, zu reinigen. Das Reinigungsmittel heißt Guillotine, und die Phrase, mit der er seine Handlungen rechtfertigt, lautet: „Die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.“

Danton, sein Gegner, nennt ihn den „Polizeisoldaten des Himmels“. Er spricht ihm das Recht ab, anderen Menschen Grundsätze der Lebensführung vorzuschreiben und deren Nichtbefolgung zu bestrafen, weil er an die absolute Richtigkeit eines Grundsatzes nicht glaubt, weil ihm die Begriffe Tugend und Laster hohle, aufgeblasene Phrasen sind, weil er jede ethische, d. h. von absoluten Werten ausgehende, gut und böse unterscheidende Forderung für unberechtigt und unbegründet hält. „Es gibt nur Epikuräer, sagt er, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste. Das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß; d. h. er tut was ihm wohl tut.“ Leugnen dieser Tatsache bezeichnet er als belügen seiner selbst; sich frei fühlen von Epikuräertum als eine Überhebung. Er ist Atheist, aber er vertritt nicht jenen Populärmaterialismus, der alles weiß, alles erklärt und mechanisiert und die Seele leugnet. — (Auch Georg Büchner war kein Populärmaterialist

etwa von der Art seines Bruders Ludwig; das beweist allein schon der Stil seiner Dichtungen, die nicht reiner Naturalismus, sondern naturalistische Wiedergabe und ekstatisches Seelengemälde, Realismus und Expressionismus, d. h. Verismus sind.) — Er hat seinen Genius erlebt, aber er kennt die Zwecklosigkeit seines Daseins und die Sinnlosigkeit aller absoluten Wertungen und sittlichen Forderungen. Deshalb richtet er nicht, deshalb verachtet er nicht, am allerwenigsten wegen des Genusses; er haßt höchstens die Verachtenden „Es läuft auf eins hinaus, woran man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl: wer am meisten genießt, betet am meisten.“ Diese Worte der kleinen Grisette Marion entsprechen ganz seiner Meinung, und Laflottes These: „Der Schmerz ist die einzige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster“ ist auch die seinige. —

Es steht jedem frei, sich für die Anschauungen Robespierres oder für die Dantons zu entscheiden. Hier kann nur noch untersucht werden, wie sich die verschiedenen Einstellungen auf das Leben, besonders auf das Zusammenleben der Menschen auswirken. Diese Frage ist, was die Anschauungen Robespierres anlangt, leicht zu beantworten. Seine Anhänger müssen selbstverständlich kämpfen für eine Diktatur der Tugend, für einen Staat, der die Genießenden, auch wenn sie niemandem etwas schaden, nur des an sich lasterhaften Genusses wegen ausrottet, und durch den sie allen Menschen ihre persönlichen Moralgrundsätze aufzwingen können, denn sie halten sich ja für auserwählte Tugendhelden. Nur sollen sie sich auch überlegen, wodurch sie sich dann noch wesentlich von selbstbewußten, verachtenden, hochmütigen Aristokraten unterscheiden, und sie sollen sich vor allem daraufhin prüfen, ob es mit ihnen vielleicht ebenso steht wie mit dem tugendhaften Robespierre, der in Büchners Drama bezeichnet wird und auch sonst bekannt ist als „impotenter Masonet“, in Wirklichkeit also, wenn er Tugend propagiert, auch nicht selbstlos im Dienste einer absolut richtigen Moral, sondern seiner Natur gemäß, d. h. eben auch epikuräisch handelt. —

Weit schwieriger ist die Antwort im Falle Danton. Welche Möglichkeiten der Tat bleiben dem, der alle Ideale als relativ und alle Pflichtenlehren als unbegründet erkannt hat? Wird er überhaupt noch handeln und was wird der Sinn seines Handelns sein? Eine Lebensaufgabe, ein erstrebenswertes, von absoluten Werten bestimmtes Endziel kennt er nicht. Das bedeutet eine ungeheure Langeweile, denn wer nichts zu tun hat, hat Langeweile. Die Unerträglichkeit dieses Zustandes treibt ihn zur Tat, denn

die Langeweile hat eine unwiderstehliche Gewalt, die man ja nicht unterschätzen soll. Vielleicht ist sie es überhaupt, die alle Taten der Menschen, die über die Befriedigung von Nahrungs- und Geschlechtstrieb hinausgehen, verursacht hat, die die mit schöpferischen Kräften begabte Menschheit erst zur Schöpfung zwang. Dann wäre aller Glaube an Aufgaben, deren Erfüllung der Menschheit als Pflicht gepredigt worden ist, nur ein Selbstbelügen aus Furcht davor, sich die Zwecklosigkeit des Daseins einzugestehen. Diejenigen jedenfalls, die sich wie Danton diese Zwecklosigkeit eingestehen und von der Langeweile, von Rauschbedürfnis und Schaffensdrang zur Tat getrieben werden, müssen sich auch klar darüber sein, daß das, was sie tun, um seiner selbst willen geschieht. Aktivität um der Aktivität willen, Schaffen als Selbstgenuß, als wundervoll zweckloser Rausch: Das ist zunächst die einzige Möglichkeit des Handelns, die dem atheistisch-pessimistischen Menschen vom Schlage Danton noch bleibt.

Diese Auswirkung seiner Anschauungen beschränkt sich jedoch auf die Gestaltung seines persönlichen Lebens. Es bleibt noch die Frage: Wie wird er sich zu den anderen Menschen stellen und welche Form des Zusammenlebens, welche Gesellschaftsordnung wird er fordern? Man wird vielleicht meinen, er müsse, da er an nichts Absolutes, Sittliches glaubt, die rücksichtslose Auswirkung des Individuums propagieren und die Anarchie ersehnen. Aber diese Meinung ist falsch. Das wäre ja nicht konsequent. Denn wodurch sollte der Dantonsche Mensch sich berechtigt fühlen, den schwächeren Mitmenschen, der doch an seiner Schwäche nicht schuld ist, zu unterdrücken, ihm den Genuß des Lebens unmöglich zu machen, ihm Leid zuzufügen, wo er doch im Leid die einzige Sünde sieht und deswegen gegen das Leid kämpft? Ein Mensch, der die Bedingtheit der menschlichen Natur erkannt hat, kann unmöglich den Mitmenschen als solchen bekämpfen. Sein Kampf im gesellschaftlichen Leben wird sich richten gegen die Menschen, die aus unberechtigtem Hochmut den weniger Gebildeten und den Schwächeren verachten, und gegen die sozialen Zustände, die eine große Anzahl Menschen zum Schmerz, zur Freudlosigkeit verdammen. Es steht jedem frei, zu behaupten, das Leid sei zur Enthaltung höchster, edelster Kräfte notwendig. Dann soll er aber überhaupt darauf verzichten, gesellschaftliche Einrichtungen durchzuführen, für einen Staat zu kämpfen. Niemand hat das Recht, für einen Staat einzutreten, der die Menschen nur daran hindert, sich gegenseitig totzuschlagen, im übrigen aber sich um die radikale Beseitigung der sozialen Zustände, unter denen ein Teil der Menschen leidet, nicht

kümmert. Der Staat ist nur dann berechtigt, wenn er für gerechte Verteilung der Güter sorgt. (Daß eine Organisation, die das tut, schon eigentlich nicht mehr Staat zu nennen ist, soll hier unberücksichtigt bleiben.) Und der Mensch mit den Anschauungen Datons muß, da er kämpfen will gegen das Leid, für diesen Staat, d. h. für die kommunistische Gesellschaftsordnung, für die Räterepublik eintreten. Das bedeutet zwar eine kollektivistische Zusammenfassung der Menschen, aber nicht Kollektivismus um eines absoluten, unberechtigten Ideals willen, auch nicht Kollektivismus um des Kollektivismus willen, sondern Kollektivismus als notwendiges Mittel zur Sicherstellung einer freien, leidlosen – leidlos in soweit, als menschliches Leid heute in den sozialen Verhältnissen begründet ist – Entwicklung aller Individuen. Die Forderung dieser sozialen Gerechtigkeit ist keine neue absolute sittliche Forderung, sondern die äußerste Konsequenz aus der Erkenntnis von der Relativität aller solcher Forderungen; sie ist nicht begründet in irgendeiner Pflichtenlehre, sondern geboren aus dem Bewußtsein der Verbundenheit mit den anderen Menschen, aus Helferwillen und Gemeinschaftsgefühl.

Gret Palucca.

Sie tanzt alle Skalen unserer Freuden und Schmerzen; denn sie ist jung wie wir. Deshalb jubeln ihr auch die Jungen zu und das Publikum schüttelt den Kopf über unseren Enthusiasmus. Sie kommt aus der Wigmanschule. Ich glaube, man kann ihre Tänze auch philologisch analysieren. Sie kann schreiten, schwingen, sich vom Boden erheben, sie springt wie eine Gummipuppe. Und skurille Musik begleitet ihre Tänze.

Gong. Der Scheinwerfer surrt. Still steht sie vor dem großen, einfachen Vorhang. Immer hat sie männliche Kostüme, einfache, einfarbige, blaue, gelbe, weiße, rote, schwarze Jacken und kurze, gleichfarbige Höschen. Sie ist schlank und ihr schmales, infantiles Gesicht lächelt. Da reißt sie ihre Arme hoch und tanzt.

Ich will nicht schreiben wie sie tanzt, denn das bringe ich nicht. Worte sind profan. Hans Siemsen kann so etwas schreiben. Wer sonst? Ich nicht.

Sie ist ein großer Junge und liebt Trommel, Triangel und Schlagzeug. Da kann sie marschieren und die Beine strecken, exakt, hart und maskulin. Das Dekorative, Kitschige, Sentimentale, die Erinnerung an das Ballett: all das ist ihr verhaßt. Nur einmal: aus dem Vorhang kommt sie mit blauen Pantöffelchen. Märchen aus tausend und einer Nacht. Ein unheimlich ängstliches, hohes quälendes Klingeln des Triangels. Im Bann. So heißt der Tanz. Grotesk schlürfen ihre Füße mit den Märchenpantöffelchen, die Arme kreisen in der Luft. Einmal schon sah ich etwas ähnliches: Schlemmers Triadisches Ballett vom Bauhaus Weimar.

Als Palucca am 12. 3. in Dresden tanzte, schickten ihr die Möbse spontan (wir hatten an diesem Tage gerade viel Geld für Abonnements gekriegt!) einen Blumenstrauß hinauf. Rosen und Flieder. Aus Freude



und Dankbarkeit. Denn wir Jungen lieben alles, was frisch, blutvoll, ohne Würde, anmutig, graziös, unbürgerlich, beschwingt ist. So wie wir Charles-Louis Philipp verehren und Chaplin und Lenin, so gilt auch unser Gruß der jungen Tänzerin Gret Palucca.
Vivant sequentes!

Fritz Haas / Dokument 2

In der Oberprima ist Unruhe. Unruhe? Nein, das ist zu wenig. Alle lärmen und schreien durcheinander, einer steht auf dem Pult und hält eine Ansprache. „Gemeinheit!“ „Protest!“ „Wir lassen uns nichts gefallen!“ „Ministerium!“ Ministerium – das ist ein Gedanke. Am Abend ist Versammlung. Die Oberprimaner beraten. Wir schicken Protest an das Ministerium. Die Verschärfung der Matura lassen wir uns nicht gefallen. Doch schon kommen die Vorsichtigen: „Protestieren, das dürfen wir nicht!“ Und sie sind in der Uebermacht. Endlich einigen wir uns: Es wird ein „Ersuchen“ ans Ministerium geschickt, unterschrieben von allen Abiturienten Oesterreichs, um Beibehaltung der alten Matura. Gut. Ein Aufruf wird gedruckt, dann klappert die Schreibmaschine drei Tage, bis alles fortgeschickt ist. In einigen Tagen können die ersten Bogen mit Unterschriften hier sein – wenn es klappt. Und es klappt.

Nach einigen Tagen kommen die Unterschriften, immer mehr und mehr. Unsere kleine Stadt ist plötzlich ein Organisationszentrum für ganz Oesterreich.

Das Professorenkollegium erfährt auch davon.

Der Direktor: „Ich verbiete hiermit diese Abstimmung.“ (Unsere Antwort: Spott und Hohn.)

Endlich sind alle Bogen da. Und begeisterte Zustimmung. Dann wird das ganze Zeug ans Ministerium geschickt – noch einige Telegramme – dann Ruhe.

Und Ruhe bis heute – alles ruht sanft in den finsternen Aktenschränken, soviel helle Begeisterung und lodender Zorn – alles umsonst.

Die Schüler arbeiten für die neue Matura, das heißt, sie sollen arbeiten, doch unsere Oberprima sabotiert.

Geschehen Herbst 1924

Chronik – Bilanz – Abrechnung II

(Der erste Teil erschien im 1. Noheft)

Dann kam der Krieg.

Was ruhig ausreifen mußte, wurde überstürzt entwickelt und unberechtigt als Forderung hingestellt. Die Flucht vor dem europäischen Chaos, das nie so sichtbar wie nach diesem ersten Weltkrieg geworden war, vollzog sich, krampfhaftes Suchen nach neuen Absoluten, Festpunkten, Götzen, Rotationsachsen, ein sinn- und richtungsloses Experimentieren. Da die Flucht sich in verschiedenen Richtungen vollzog (man nannte das: individuell), entstand als Endzustand kein festes, geordnetes Gefüge, sondern ein Chaos, das sich dem Beobachter nur als negatives Gegenbild des ersteren zeigte. Nicht nur die Jugend, sondern Europa beweist seit diesen Tagen, daß es nicht reif ist und war, den souveränen Menschen hervorzubringen; es weint um die gestorbenen Götzen und fleht um neue, auch wenn man dies zu leugnen sucht.

Man floh die grausame, nackte Realität, vor der alle Philosophien ohnmächtig wurden, die Bestie Mensch, die sich auf Schlachtfeldern, in Redaktionsstuben, Schulen, selbst in den Kirchen gezeigt hatte. Die Zeit und ihre Dämonie, vom Menschen angefacht, hatte den Menschen besiegt, bewiesen, daß Glaube an Willensfreiheit Wahnsinn ist. Diese Verschiebung des Schwergewichts zu Gunsten überindividueller Vorgänge mußte beseitigt, ein Reinigungsprozeß vorgenommen werden, der wohl als einer der größten hygienischen Prozesse betrachtet werden muß, die der europäische Mensch erlebte. Er spielte sich so ab: Jeder konstruierte eine Idee Mensch, von der er annahm, daß sie, in die Wirklichkeit umgesetzt, nur gute Handlungen vollbringen würde. Nach Annahme einer solchen Ideenexistenz wurde sodann verkündet: Der Mensch ist gut.

Überall dieser Ruf in den Ländern des Abendlandes; der Mensch zeigte sich in seinem Glauben stärker als die Zeitumstände; er wagte es, tausend Gegenbeweisen seinen Glauben gegenüberzustellen und, durch Konstruktion einer Unwahrheit, das Schwergewicht zu Gunsten des Menschen zu verschieben. Nur wenige stellten dieser optimistischen Anschauung die gleich unwahre gegenüber: Der Mensch ist eine Bestie. Unter ihnen waren viele der Jungen, die sich einige Jahre später der Untergangsphilosophie eines Spengler hingaben. — Der Mensch ist gut: Der einzelne wehrt sich gegen die grausige, zerfleischende Geschehensdämonie, indem er die sichtbar gewordene Bestialität nicht als blutsgebundene Veranlagung sondern als Produkt unserer falsch orientierten Wirtschaftsordnung, von Staat, Schule, Fabrik, Elternhaus, also erst vom Menschen geschaffener Institutionen, annimmt. 1918 war dieser Ruf Tat; er mußte lächerlich werden, als das Gleichgewicht längst hergestellt war und nichts mehr zu dieser Abwehrhandlung, die aus Verzweiflung geboren wurde, verpflichtete.

Wenn man feststellte — und die Jugendbewegung tat es — daß der Mensch in Wahrheit gut sei, mußte man die Gründe zu klären suchen, die den Menschen in Wirklichkeit zu dem gemacht hatten, als das er sich zeigte. Die Antwort war ein Gemisch tolstoischer und rouseauscher Ideen, bei denen man es oft sogar unterließ, sie in unser Jahrhundert zu projizieren. Es scheint uns heute bereits unglaublich, wieviel Zeit in diesen Jahren zur Diskussion derartiger Wertungsfragen menschlichen Tuns verwendet wurde. In allen Antworten, die Schuld fixierten, taucht die Technik, in der man nur ein Produkt des Kapitalismus zu sehen glaubte, auf. Die Jugendbewegung hat die Begeisterung für die junge Stadt, wie wir sie in den naturalistischen Dichtungen der Vorkriegsjahre finden, nie gekannt; von vornherein sah sie die negativen Auswirkungen der Technik die positiven überwiegen und lehnte sie, auch wenn es oft nur undeutlich ausgesprochen wurde, ab. Vom konsequentesten „retour à la nature“ bis zum Großstadtektatiker, der aber erst um 1924 auftritt, finden wir alle möglichen und unmöglichen Kompromisse: Sonnensiedlungen, Landheim, Stadtsiedlungskranz. Die in den letzten Jahren vor sich gegangene Entdeckung der Städte als gigantische Energieballungen (die Jugendbewegung entdeckt ihre Zeit!), der Maschinen, des Wertes der Organisationen ähnelt in ihren durchaus romantischen Wesen den Stimmungen jener jungen Lyriker, die den Renaissanceismus eines George ablösen halfen. Diese lebten 1910. Fest stand, daß die Schuld bei den von uns geschaffenen Institutionen sei. Als nächste Aufgabe mußte es scheinen,

diese Einrichtungen zu beseitigen, im besonderen die Erziehung, von der man glaubte, daß sie in ihrer bestehenden Form den Menschen degradiert habe, zu reformieren. Ueberall finden wir eine Ueberschätzung des Milieus und eine Unterschätzung der tierischen Funktionen im Menschen, eine Verkennung der menschlichen Natur, um einen etwas dünnen Idealismus aufrecht zu erhalten. In den Kampf, der begann, kam die Jugend ohne Sinn für praktische Lösungen, ohne Lust und Bedürfnis, an einer Neuordnung, von der man nur ein Nebelbild hatte, mitzuarbeiten. Aehnlich wie sich die jungen „Expressionisten“ auf der sich überall vollziehenden Flucht vor der Wirklichkeit, in Traumländer, Ekstasen, Visionen, Problemirrgärten verliefen, zog man es auch zum größten Teil innerhalb der Jugendbewegung vor, in die Bereiche des Geistigen zu flüchten, ohne jedoch das geistige Leben so zu steigern und gesund zu entwickeln, daß es von selbst zu praktischen Auflösungen drängte. Alle fürchteten die Banalität des Alltags und interessierten sich nur für praktische Fragen, sofern bei ihrer Lösung das Wort: geistige Durchdringung fallen konnte. Der Krieg brachte überall eine neue Ueberschätzung des Geistigen hervor; ich spreche nicht von den Jugendbewegten, die auf keine Fahrt die Reclamausgabe von Goethes Faust mitzunehmen vergaßen oder die Nestabende mit mißverstandenen Gedanken Platons interessant zu gestalten suchten. Wir finden abstrakte Malerei, abstrakten Tanz, Expressionismus aller Art; letzte Auswirkungen einer christlichen Epoche. Dazu kommt noch die dem Deutschen eigene Liebe, in Metaphysik zu schwelgen und als Hintergrund für Gedankenmaterialisation nicht die Erde, sondern den Himmel anzusehen.

Die Jugendbewegung hatte vergessen, nein sie wußte noch nicht, daß die meisten Vorgänge der praktischen Sphäre ohne Philosophien und religiöse Verzückungen vor sich gehen. Sie zog aus dem Krieg nicht die Erkenntnis, daß ihre Philosophie falsch war, weil sie nicht mit Menschen der Wirklichkeit, sondern blassen Konstruktionen rechnete, sondern folgerte aus alledem, daß die Anschauung, oder ihr Glaube zu Recht besteht, die Wirklichkeit aber, die nicht mit ihm übereinstimmt, durch unsere heutige Wirtschaftsordnung verdorben sei. Wenn das Bild, das man sich vom Menschen machte, vollkommener gewesen wäre und nicht an einem christlichen Wertungsfieber gelitten hätte: welche herrliche Aktivität wäre geboren worden, welcher souveräne Zustand, wenn der Versuch der Verwirklichung gemacht worden wäre.

Alle absoluten Werte schienen gefallen. In der Erkenntnis der Unfähigkeit um das eigene: Ich will rotieren, suchte man neue Götzen aufzustellen. Ueberall tauchten sie auf; der bestehende Zustand unterschied sich von dem früheren nur dadurch, daß jetzt jeder seinen eigenen Götzen besaß und dies abermals Individualismus nannte. Die Flucht vor der Wirklichkeit erreichte ihr Ende: man versteckte sich vor dem Alltag, vor den großen Fragen, die Europa berührten, in kleine individuelle Probleme und sprach von Persönlichkeit. Bald saßen die meisten vor asiatischen Hausgöttern: Laotse, Buddha, Kung, in Buddha nicht den Protestanten, den Erlöser aus dem: Ich will heraus sehend, sondern den Müdigkeitsapostel, zu dem ihn die europäischen Professoren gemacht hatten, saßen vor den Werken Platons, lasen Sokrates, Steiner, deutsche Mystiker, Häußer und bereiteten Neuausgaben der Sonnengesänge des heiligen Franziskus vor. Vor allem war man bemüht, das geistige Niveau so zu wählen, daß die Problematik der Wirklichkeit außerhalb der Diskussion blieb. Dazu kamen Sonnensiedlungen, Wertherlektüre und Fiduskult, eine Kette von Fluchterscheinungen.

Abermals wurde der Osten entdeckt. Die sich nicht Krapotkin verschworen hatten, klammerten sich an Dostojewski. Nietzsche verschwand plötzlich; man sehnte mitzuleiden, da nun das Leid einmal in der Welt war. Diese Menschen trieben steuerlos, jeden Ereignis hingegeben, von allem erschüttert, unter der Existenz jeder einzelnen Maschinenstange leidend; ihr Leben zielte nicht auf Ordnung, war nicht währendes Ordnen, sondern Aufschrei gegen die Mechanisierung, die sie in unserem Jahrhundert sahen. Sie zeigten sich unfähig, die Mechanisierung als solche zu ertragen oder so von sich aus zu durchbluten, daß sie ihres kalten leblosen Charakters entkleidet wurde. Sie schlugen den souveränen Menschen tot und verlegten den Ausgangspunkt aller Aktivität in das Außen; mitleidend, glaubten sie zu bessern; eine Methode, die nur dann Sinn und Wert hätte, wenn das Maß alles Glücks und Leidens innerhalb der Welt konstant wäre, durch Verteilung des Leidens auf viele also das Einzelschicksal erleichtert würde. Ein Glaube, in dem wohl große Menschen lebten, für dessen Richtigkeit aber leider der Beweis fehlt. Diese Menschen wurden von den Ereignissen zerrieben, unfähig, sich mit ihnen zu identifizieren und damit sie ihrer Wucht zu entkleiden, zu schwach, um die eingenommene Antistellung zu ertragen und sich gegen die einstürmenden Erscheinungen abzugrenzen.

Diese Kreise waren es, die am heftigsten gegen die Technik und ihre Auswirkungen arbeiteten. Ihre Stimmun-

gen, Sentimentalitäten finden in den Worten Friedrichs in Tollers Wandlung Ausdruck: man wehrt sich gegen das Akkordsystem, gegen das immer wieder denselben Hebel reißen, wie es wohl unzähligemal in den Dichtungen der innerhalb der Bewegung stehenden Dichter als auch vieler junger Expressionisten heißt. Das Handwerk wurde als Rettung angeboten, beseelte Arbeit gefordert. Wertarbeit. Nur wenige spürten, daß man mit diesen Entschlüssen als die schrecklichste Verzerrung unseres Jahrhunderts herumlief, daß dieser Plan ganz und gar von der Mechanisierung bedingt und alles andere als souverän war. Noch 1924 traf ich auf Tagungen Menschen — ich erwähne sie, weil es sich hier nicht nur um Einzelercheinungen handelt — die sich gegen jede Maschinenarbeit aussprachen, dem zwanzigsten Jahrhundert, das zu gestalten, ihre Aufgabe sein müßte, so fremd, verkennend, feindlich gegenüberstanden, daß sie jeden Rokokoschnörkel, jeden gotischen Backsteingiebel selbst einem gut konstruierten Wolkenkratzer überlegen glaubten und das Einzelhaus — individuelle Siedlung — als die einzige menschenwürdige Behausung priesen.

Dieser verkappte Anarchismus, zu dem man sich oft nur aus Angst vor dem Bekennen nicht bekannte, fand ein Gegengewicht in jenen Jungen, die bereits 1918 erkannten, daß es jetzt, nachdem eine alte Welt ihren Zusammenbruch erklärt hatte, Aufgabe der Jugend sein mußte, das Völkerleben zu entgiften und eine „Aera des gegenseitigen Vertrauens“ zu schaffen. Man sah die Wirklichkeit, aber glaubte, daß es langer Arbeit gelingen müßte, die bestehenden Gegensätze zu überbrücken. Der Pazifismus wurde die große Jugendmode 1918/20; bald zeigte es sich, daß er den meisten nur Anschauung, nicht Lebensausdruck war, eine Hirnkonstruktion, über die das Blut hinwegschäumte. Es ist zu verstehen, daß eine solche Anschauung Sentimentalitäten hervorbringt; dies um so mehr in einer Bewegung, die bereits in diesen Jahren mehr weibliche als männliche Eigenschaften zeigte. Daß bei nahezu allen der Pazifismus nur Auswirkung eines gesunden Egoismus war, beweist die oft gehörte Beweisführung, die sich um das Wort drehte: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu. Die Jugendbewegung erschöpfte sich in Wortekstasen über dieses Thema, erhitzte sich an brüderlichen Worten, abermals den vielen Expressionisten und politischen Lyrikern ähnlich, die um 1919 produzierten. Jeder erinnere sich an diese Jahre, an die endlosen Vorträge und Diskussionen, die immer mit Konstruktionen fabelhafter Internationalen endeten, an die man leider nur glaubte, solange man

in diesen Vorträgen saß. Kein Leben, überall Worte, Worte: Die Verwirklichung der pazifistischen Welt wurde verschoben, je mehr man wieder die Realität sehen lernte, je klarer man sich darüber wurde, daß es mit einem Bannspruch gegen die Zeit nicht getan war. Die Jugendbewegung hatte nie das Bild einer pazifistischen Welt klar vor Augen; sie erlag dem allgemeinen Rausch wie sie fünf Jahre zuvor der Kriegshypnose verfallen war. Man setzte sich leicht über den Pazifismus hinweg als man sah, daß mit ihm das später gesteckte Ziel nicht erreichbar war; man suchte nun zu konstruieren, daß Waffen, für ein gutes Ziel eingesetzt, erlaubt sind, kurz, der Zweck das Mittel heiligt. Trotzdem sieht man, besser sah man bis auf die Jungens aus den linksradikalen Organisationen, nie einen Angehörigen der Jugendbewegung, auch wenn er sich noch so radikal gebärdete und Barrikadengesänge von sich gab, an einer Demonstration oder politischen Aktion beteiligt; es sei denn, es handle sich um einen Lampionzug zum Tode des Herrn Reichspräsidenten oder eine nachträgliche Ehrung irgendwelcher Revolutionsgefallenen. Worte, nichts als Worte.

Armin Lucchesi / Pneumatiks

Hört mir einen Augenblick zu, die Geschichte ist sehr kurz. Ihr wißt, ich liebe nur die kurzen Geschichten, ihr wißt, daß sie wahr und erlebt sind, denn ich schwinde nicht. Pépé, verziehe deinen Mund nicht, in dieser Geschichte kommt keine Frau vor. Ich beginne mit dem Automobil, das in dieser Geschichte eine große Rolle spielt. Es war ein kleiner, viereckiger Kasten mit kleinen Rädern und dicken, grauen Pneumatiks. Ich war wirklich verliebt in dieses Auto. Wenn es an mir vorbeifuhr, nahm ich ganz instinktiv den Hut ab. Jeden Tag sah ich es zweimal, jedesmal begrüßte ich es und der Mann, der darin saß, glaubte manchmal, er wäre gemeint. Das war sehr komisch. Einmal grüßte ich wieder, und besonders höflich. Da bremste der Mann ganz schnell und der Wagen stand sofort. Der Mann winkte mir und ich ging langsam und zögernd auf ihn zu. Ich wurde richtig magnetisch angezogen, ich wollte eigentlich gar nicht. Es war Abend, dunkel und die Laternen brannten. Das Licht war blaß, weiß und traurig. Wenn nicht der Lärm der Straßen gewesen wäre, hätte man heulen müssen, weil alles so traurig und müde war. Erst sagte der Mann gar nichts. Dann aber grüßte ich ihn ohne die Mütze abzunehmen, ich griff nur daran. Und dann erzählte ich ihm, daß ich

gar nicht ihn meine, wenn ich grüße, sondern sein Auto. Das fand er natürlich sehr dumm. Aber dann fragte er mich, ob ich mitfahren wolle. Ich stieg ein, lehnte mich zurück in die weichen, federnden Lederpolster und er fuhr mich durch die nächtlichen Straßen. Das Auto hatte auch eine sehr schöne Hupe und eine Pfeife, die noch schöner war. Ich merkte nicht, wie die Zeit verstrich. Er sagte mir, jetzt wären wir schon zweimal durch die Stadt gefahren. Er hielt an, und wir stiegen aus. Dann gingen wir in ein Kino. Wir kamen gerade zum letzten Akt zu recht. Die Handlung war uns vollkommen unklar, trotzdem amüsierten wir uns riesig. Es war ein richtiger Wild-West-Film: Cowboys, Lassos, Pistolenschüsse, Liebe, Hinterwäldler, Mormonen und die reizende Präriediva. Zuletzt wurde Frühling, die Leinwand war lila und sie kriegten sich. Dann stiegen wir wieder ins Auto und mußten weiterfahren. Diese Nacht war sehr hell, obwohl keine Sterne zu sehen waren. Nur der Mond rollte manchmal durch die Wolken. Klingt das nicht schön: rollen? Man muß dieses Wort auf die Zunge legen, dann rollt es hinunter in den Kehlkopf.

Jetzt habe ich den Faden verloren. Überhaupt war das Auto gar nicht so schön. Ich kenne jetzt ein viel schöneres, ein Reklameauto für die Leibnitz-Keks. Es ist viel kleiner und vorn spitz, wie ein Kinderspielzeug.

Margot Peri / Rotgardisten.

In den späten Nachmittagstunden, als die Kaffeehäuser sich füllten und die Lichtreklame auf die Dächer sprang, schlenderte ich die Straße hinunter den Anlagen zu. Es war Herbst. Am Platz, wo die gelben und roten Stadtbahnen sich kreuzen, hörte ich eine Leierkastenmelodie. Sie war sehr schön, so schön, daß ich dem Mann ein Geldstück gab und stehen blieb. Es war ein Kriegsbeschädigter. Er hatte nur ein Bein, das andere lag sicher bei Ypern und wartete auf den Dank des Vaterlandes. Den Leierkasten hatte er sicher auch gestohlen, denn woher sollte er das Geld dazu nehmen? Er spielte Volkslieder, sentimentale Melodien. Spät in der Nacht, Sterne waren schon über der Lichtreklame, spielte der Mann immer noch. Das Lied heißt: Es waren zwei Königskinder. Wir singen das Lied aber anders:

Es waren zwei Rotgardisten,

Die hatten einander so lieb . . .

und das ist besser. Dieses Lied liebe ich wirklich sehr. Ich ging mit dem Mann heim. Jeden Tag sah ich ihn,

hörte ihm zu und begleitete ihn nach Hause. Wir wurden so etwas wie Freunde. Nachts saßen wir auf dem Dache seiner Mietskaserne, wo er ganz oben unter dem Dach auf dem Boden wohnte, und sahen hinab in die nächtliche Stadt.

Ein neuer Freund kam zu uns, ein Metallarbeiter, dessen Firma ihn hinausgeworfen hatte, als er nach 8 Stunden den Betrieb verließ. Jetzt spielte er in den Höfen tagsüber mit seiner Mundharmonika, und abends sah er mit uns in die Stadt hinab. Sie waren schön, diese Nächte, die schönsten meines jungen Lebens. Ich war ganz glücklich. Die beiden Proleten spielten zusammen und die Autohupen und die Pfeifen der Lokomotiven begleiteten ihre Melodien.

Der Frühling war zu Ende, der Sommer kam und im Herbst waren sie plötzlich fort. Ich weiß nicht, wohin sie gezogen sind, ohne Abschied zu nehmen. Aber ich weiß, daß sie mich nicht vergessen haben. Ich werde sie wieder sehen, vielleicht in einer kleinen Kneipe am Hafen oder anderswo. Dann werden wir eine Flasche von dem süßen, roten Wein trinken und an die langen, schönen Sternennächte denken, oder wir werden zusammen über die großen Gebirge wandern oder auf Barrikaden kämpfen. Gestern hörte ich den Drehorgelspieler wieder. Ich stand auf der Straße und hörte den Rotgardistenmarsch ganz deutlich. Ich ging dem Lied nach, durch Straßen, über Plätze, an Fabriken vorbei, durch Vorstädte, viele Treppen hinauf in die Dachkammer. Ich trat in einen Raum, da lag der Leierkastenmann tot auf dem Bett und seine Drehorgel spielte von selbst. Aber das war ein Traum.

Der Mob freut sich!

Dresdner Nachrichten 1925, Nr. 139: Seit einiger Zeit entfesseln bekanntlich die Kommunisten mit Hilfe von Schutzzellen und Flugblättern einen Kampf gegen die Schulen unter den Schülern von der untersten bis zur obersten Klasse. Daher hat, wie uns aus Dresden geschrieben wird, das Volksbildungsministerium jetzt angeordnet, daß gegen die Bestrebungen, das Ansehen der Schule und der Lehrerschaft bei den Schülern zu untergraben und diese zum Kampf gegen die Ordnung der Schule und gegen die Einrichtungen des Staates aufzuwiegeln, mit allen Mitteln einzuschreiten ist.

Sehr verehrter Herr Kultusminister Dr. Kaiser! Sie verbieten unseren jungen Kameraden von den höheren Schulen und Gymnasien die Mitarbeit am Mob! Das läßt uns vollkommen kalt! Aber unheimlich freuen wir uns, Ihnen und allen anderen Erziehungsinstanzen (vor allem

dem christlichen Elternrat von Dresden!) mitteilen zu können, daß 4/7 aller Mobabonnetten Schüler sind, 3/4 aller Mitarbeiter ebenfalls. Vom MOB wurden seit Dezember vorigen Jahres 18 Schulzellen gebildet, die planmäßig die Schulen bearbeiten und unterminieren. Ihnen wird nicht gelingen, dieses Werk der Schüler zu zerstören. Außerdem: 13 Schüler, keiner über 18 Jahre, die 1924 noch vollständig indifferent waren, haben in den letzten Monaten außerordentlich klar und exakt in verschiedenen Arbeiterversammlungen referiert über Fragen des Klassenkampfes, der deutschen Intelligenz und des Leninismus. Wir sind gespannt, was Sie in Ihrer Angst noch tun werden!

*

Die Maler Georg Groß und Rudolf Schlichter über Mob:
Der Mob macht uns allen einen Riesenspaß! Macht nur so weiter! Immer feste rin in die Visage dieser moralinsauren Tapezierer – renaissance, in die Quetschbäuche und Teigfresser der Schippel's und Babbit's!

Heilbronner Sonntags-Zeitung (Dr. Erich Schairer):
Ein freches Blatt, geschrieben von Schülern, jungen Arbeitern. Alle unter zwanzig Jahren. Die literarische Revue der Jungen. Bourgeoisfeindlich, schäumend, amoralisch, unsentimental. Ein Schrecken braver Eltern, die harmlos dahinvegetieren, ohne zu ahnen, was in der Jugend vorgeht.

Die Bewegung (Max Kuckei):
Unbevormundet von literarisch bzw. pädagogisch „gebildeten“ Onkeln und Tanten kommen wahrhaft junge Menschen zu Wort im Mob. Jugend ist frech, wild, amoralisch, immer rein. Ich wünsche dem Mob, daß er sich nicht verführen lasse in Bürgerlichkeit, Sanftrednerei und andre große Schande und Laster. Gut Wind in Eure Segel!

Prof. Theodor Lessing, Hannover:
Ich habe an Ihren Mobheften rechte Freude gehabt! Es gratulierten ferner: Die Neue Schaubühne, der Maler Otto Griebel, Kurt Hiller.

Das Kunstblatt (Paul Westheim):
In Dresden erscheint neu eine Zeitschrift der ganz Jungen, herausgegeben von 16–19jährigen, die sich selbst der Mob nennen. Zu Worte kommen ausschließlich junge Menschen, die zeigen, was sie können, was sie wollen und wie sie in die Welt hineinsehen. Als Ganzes eine Manifestation, die bis auf die äußere Oppulenz es getrost mit mancher greisenhaft redigierten Revue aufnehmen kann.

Der Strom:

Diese frische Zeitschrift der jungen Jungen will frech sein, ist aber nicht frech, sondern mutig. Einige sehr aktivistische liebenswürdige Gymnasiasten und Jungarbeiter (die richtige Mischung!) geben sie heraus und man kann getrost gestehen, daß man auch die letzten Notizen mit Spannung liest. Sie ist mutig, denn bloß frech sein ist lediglich Selbstamusement, während sie im Grunde ernst daran geht, einen forschenden Jugendtyp auf die Beine zu stellen.

Die freie proletarische Jugend (Max Barth):

Es ist gut, daß unser Blatt noch nicht kriecht ist; so kann ich euch wenigstens noch sagen, daß es eine fabelhafte Jugendzeitschrift gibt: sie erscheint in Dresden und heißt »Mob«. Pennäler und junge Arbeiter, auch Mädels, alle unter 20 Jahren, machen das Blatt. Manchmal ist da schon ein bisschen Dekadenz und Resignation drin; aber im allgemeinen ist es, trotzdem es literarisch ist, eine famose Sache, wie man sie sich nicht vorstellen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Diese Bande von Jungen sind die einzigen, die den Mut haben, auf die ganze Plüsch- und Wollstrumpfmoral unserer Zeit zu pfeifen und ohne Scham sich hinzustellen, wie sie sind: frech, unsentimental, kaltschnäuzig, modern, rabiät gegen Spießbürgerlichkeit, Schule, Elternhaus usw. usw. Schon beim zweiten Heft hat die Redaktion wechseln müssen, weil die Schule und die Eltern den ersten Redakteuren das Handwerk gelegt haben. Vielleicht geht das so weiter; es springen dann einfach andere ein.

Randbemerkungen zur Zeitgeschichte.

Wir haben Snobby gesehen: Grund genug, dies in den Marginalien der Jugend zu bejubeln. Einer mehr zu den zehn oder fünfzehn amerikanischen Filmgroteskhelden, die eine Welt zum Lachen brachten, eine Welt, für die zu leben und zu kämpfen wichtig und gut ist. Snobby, der martialische Schnurrbart mit den verpafsten Situationen, das Maskenantlitz hinter den Wolkenkratzern, unheroisch rennst Du durch die Filmwelt, heldenhaft durch diese verbiesterte Zeit: Allons, die Trillerpfeifen gegen Henny Porten!

Wenn die deutsche Erde im vaterländischen Kampfe von deutschem Blut feucht wird und wenn ein deutscher Sonnenstrahl das Haupt des sterbenden Kriegers verklärt, dann leuchtet es — „Schwarz-Rot-Gold“.

Diese Geschmacklosigkeit steht im Buche des bekannten Rembrandtdeutschen Langbehn und wurde im Märzheft der „Jungen Menschen“, einer Zeitschrift im Geiste der Jugend, abgedruckt.

Kameraden! Freunde!

Lest:

Lenin, Briefe an Gorki.
Hans Siemsen, Chaplin.
Gerhart Pohl, Tagebuch merkwürdiger Verführungen.
Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung.
Jack London, Südseeengeschichten.
Der Knüppel, satirische Arbeiterzeitung.
Die Arbeiterliteratur, Arbeiterzeitschrift.

Seit dem 2. Heft erscheint Mob in meinem Verlag. Eine Maßnahme, die durch die schnelle Verbreitung des Mob und durch den Wert der zentralen Konzentration nötig wurde; nicht, um die Konjunktur auszunutzen und aus Mob ein Geschäft zu machen. Ich habe diesem jungen Stoßtrupp die Basis geschaffen; weiter nichts. Auf die geistige Leitung und Haltung dieses Jugendblattes habe weder ich noch sonst jemand älteres den geringsten Einfluß.

Josef Sandel.

Otto Merz beabsichtigt im Mobverlag eine Sammlung von Kinderversen und jugendlicher Lyrik, also bleiben wir bei Kinderversen, herauszubringen. Es gelten die gleichen Bedingungen wie für die Mitarbeit am Mob. Zusendungen unter Otto Merz, Mobverlag.

Pfiff aus dem Mob

Die Bilder von Ringelwitz, Renée Sintenis und Hans Siemsen sind der Neuen Schaubühne entnommen, einer ganz vorzüglichen, vielseitigen jungen Theaterzeitschrift, der wir viele Abonnenten wünschen.

Ma: Ja, das kommt auch hinein, und außerdem die Photos der Möbse; überhaupt: beim nächsten Heft wirst du totsicher Kopf stehen.

Eduard Kukowka, Dresden: Deine Polemik gegen den Strom und Waldemar Rafalowitz können wir nicht nachprüfen und werden deshalb auch Deinen Angriff nicht veröffentlichen, wichtig ist aber der letzte Teil Deines Aufsatzes, der sicher den Grundfehler dieser Zeitschrift trifft. Wir setzen ihn deshalb hier her: Meine Herren! Wir stehen vor keiner „Weltwende“. Aber es wird allgemach Zeit, daß Ihr Euch wendet und zwar mit der Nase nach vorn. Zum Modernsein ist nicht Mazdaznan und Agave nötig wohl aber Tempo! Ihr werdet die Jugendbewegung nicht ablösen, da ihr die Auflösung derselben seid. Ablöser werden die sein, die im Rythmus der Zeit leben. Zwar lesen sie nicht Fuhrmann, aber jedes neue Heft des „Rundfunk“ verschlingen sie und ihre höchste Begeisterung gehört vielleicht Ossendowsky oder dem lieben Kuttel-Daddeldu. Auch wissen sie nicht viel „vom wäldischen Leben“, denn ihre Verse entstehen im Krach der Maschinen, in der Untergrundbahn und in tiefen Straßenschluchten, im Schimmer der Laternen. Aber diese Jugend schwingt im Strom der Zeit, in jener Lebensschaukel, vor der ihr zagenden Herzens steht und philosophiert, weil Euch der Mut fehlt und die Schwindelfreiheit! Denn das Tempo unserer Zeit ist hetzend, wirbelnd und rasend wie nie zuvor. Und fehlt es Euch an Courage, mitzuleben, müßt ihr halt draußen stehen, zusehen, oder den Leierkasten drehen“.

Wilhelm Guthmann, Spandau: Wir sind nicht Antipsychoanalytiker; da uns aber dieser Stand kostenlos wissenschaftlich verwerten kann, wollen wir doch auch etwas dabei herausschlagen.

Ernst Friedrich, Berlin: Wir danken Dir für die Zusendung Deiner Broschüre über Oskar Kanehl. Damit hat der bedeutendste Gegenwartsdichter des deutschen Proletariats seine Würdigung erhalten. Wir emp-

fehlen das schmale Heft allen Kameraden, besonders aber auch die Bücher von Kanehl selbst. („Die Schande“ in der Aktion und „Steh auf, Prolet“ bei Malik.)

Dr. Glaser, Dresden: Die Möße danken Ihnen, daß Sie — wohl als Einziger von den „Gereiften“ — mit uns Jungen am 12. Febr. 1925 beim Tanzabend der Palucca bis zum Schluß gebuhelt und geklatscht haben. Darüber haben wir uns gefreut. Und daß Sie die Ursache von einem der schönsten Bilder des Malers Otto Dix sind, verdoppelt unsere Freude. Aber auch sonst sind Sie uns sehr sympathisch

An die jungen, proletarischen Leser des Mob: Ein vorzügliches Mittel, die Tageszeitungen der Arbeiterschaft in klare und deutliche Distanz zu den bürgerlichen Journallen zu bringen, ist die Arbeiterkorrespondenz, das heißt: die Berichterstattung von für uns wichtigen Ereignissen im Betrieb, auf der Straße, in den Kinos usw. durch Proleten. Auch wir wollen gern Jungarbeiterberichte im Mob veröffentlichen, die nicht nur lokales Interesse haben. Das Wichtigste ist: vollständig wahr schildern, nüchtern, sachlich. Dabei lernt ihr interessante, spannende Berichte schreiben. Die besten Beispiele für exakte, wirkungsvolle Erzählungen sind die Kurzgeschichten Jack Londons.

Carl Theod. Glock, München: Ueber deinen Brief haben wir uns gefreut, wir reichen Dir die Hand. Die Verkalkten kriegen uns doch nicht unter!

Unsere Freunde: Den organisierten Angriffen gegen Mob weichen wir durch die taktischsten Maßnahmen aus. Wir werden, soweit wir nicht in die Gefahrenzone der Gesinnungslosigkeit kommen, alle Positionen halten. Deshalb schreiben auch die meisten Möße pseudonym. Wer eine feine Nase hat wird schon herauskriegen, wer es ist.

Ernst Heimeran, München: Das war gemein von Dir, unsere Amnestieforderung der Kriegsbegeisterung von 1914 gleichzusetzen. Wir kämpfen nicht aus Humanitätsduselei oder aus literarischen Radikalismus für unsere gefangenen Genossen, sondern aus dem verdammt egoistischen Grunde, uns zu schützen vor denen, die uns in einigen Jahren wegen Störung der Ruhe und Ordnung in die Zellen schicken werden. Nein, nicht erst in einigen Jahren, sondern schon jetzt, vor einigen Monaten haben einige Schüler und zwei junge Angestellte aus dem Mobkreis die segensreiche Einrichtung der Schutzhaft kennen gelernt.

Aus dem Inhalt der ersten beiden Mobhefte:

1

Der Mob jöhlt! Martin Raschke, Kritik an der Jugendbewegung; Armin Lucchesi, Jungengeschichten; Briefe; Notizen; Randbemerkungen; Hans Herfeld, Lyrik; Otto Merz, Spieldose; Pfliff aus dem Mob

2

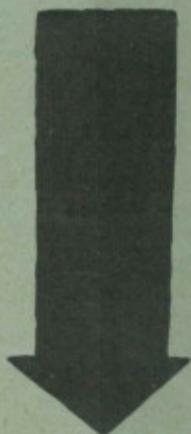
Ein Papa schreibt an den Mob! Armin Lucchesi, Ein junges Mädchen und ein dicker Mann; Briefe aus dem Zuchthaus; Günther, Bemerkungen zu Toller; Rudi Braune, Soldatentransport gegen Morgen; Fotos; Kinderzeichnungen

Polemik gegen unsere Leser: Wir richten uns nicht nach Euch weder nach Eurem Geschmack noch nach Euren Privatbedürfnissen. Habt doch Mut und gebt ein billiges Pamphlet gegen Mob heraus: Da würden wir uns unsagbar freuen! Aber Ihr seid zu dumm, zu blöde und zu langweilig dazu. Ihr schreibt uns höchstens lächerliche Briefe über die Unmöglichkeit des Kollektivismus' („Die Führer machen die Geschichte“ — Vaschteste!) und gegen unsere proletarische Einstellung. Wir pfeifen auf unsere 3000 Mobleser. „Leute, denen die Sache Spaß macht“ werden wir abwimmeln und MOB wird dann für die 30 tapferen Jungs, die sich unbekümmert und kühn zu uns geschlagen haben, hektografiert.

Schrißleiter des Mob: Johannes Angermann. Anzeigen, Bestellungen, Beiträge, Briefe usw. nur an den Mobverlag, Dresden-A., Pöppelmannstraße 7. Postscheckkonto: Dresden 13909.

MOBABENDE

Die Jungen vom Mob



tanzen
singen
sprechen
spielen in allen größeren
Städten, wo Kame-
raden Mut haben,
Mobabende zu ver-
anstalten / (Aus-
kunft durch den
Mobverlag)

Lyrik von Joh. R. Becher
Gottfried Benn
Brecht
Heinrich Heine
Oskar Kahnel
Mehring
Rimbaud
Ringelnatz
Teobald Tiger
Wedekind

Prosa von Francis Carco
Lenin
Jack London
Rosa Luxemburg
Hans Siemsen

Dramatisches: Bronnen
O. Neill
Chines. Spiele
Zeitrevuen

Zeitlose Musik · Zeitvolle Tänze

Spartakusbriefe
Veristik
Jungensbriefe
Rand-
bemerkungen
Wildwest-
romanzen
Kinoeinlagen





Als Stützpunkt und Basis des Mob haben wir eine Buch- und Kunsthandlung eröffnet, die eine finanzielle Sicherung für unsere Jugendzeitschrift sein soll. Wir hoffen, daß alle unsere Kameraden und Freunde ihre Bücher, Grafik, Zeitschriften usw. bei uns bestellen. Wir liefern sofort, billig, gut, spesenfrei

MOB BUCH- UND KUNST- HANDLUNG • DRESDEN

Pöppelmannstr. 7 • Postscheckkonto 13909

2 Minuten vom Wettiner Bahnhof
3 Minuten vom Postplatz
Im Zentrum der Fabriken

Unsere Propaganda verlegen wir vor allem in die Betriebe, da wir in der Hauptsache eine Arbeiterbuchhandlung sind



Wir liefern alle im Mob besprochenen Bücher, vor all. Arbeiterliteratur, Jugendbewegung, Kommunismus, Sozialismus, Moderne gegen Nachnahme oder nach Voreinsendung des Betrages auf unser Postscheckkonto 13909

Leitung: Armin Lucchesi

Beachtet die beiliegende Bestellkarte!
Bildet Euch weiter, kauft Bücher in
der Mobbuchhandlung!

